

IV.

Von der Griechischen Literatur in
Deutschland.

A.

Wie weit kennen wir die Griechen?

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben sowohl in der Kunst, als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glücke gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst beynahе ein Bild ausmachen sollen. Wie Thucydides die Stadt Athen, das Museum und Prytaneum der Griechen nannte: so ist aus Griechenland der Tempel und Hain der schönen Natur geworden, aus dem die meisten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Gesetze und Muster bekommen haben.

Hier floß der Pierische Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blaffen Schauder einjagt: hier rauschen die Thyrsusstabe dithyrambische Begeisterung in die Vertrauten des Diony-

fus, daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger bezwang und Löwen bändigte: hier tanzen Nymphen und Grazien, und Amors schweben um ihren Anakreon in sanftem Fluge dahin und jede seiner Melodien wird wie ein himmlischer Kuß der Liebesgöttin: Olympische Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem Dorischen Saitenspiel *Pindars*: hier wetteifern die Hirten, und lauschend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit: hier tanzen die Chöre des Sophokles: hier das *Odeum*, die Gesilde der Musen —

Odi profanum vulgus et arceo
 Fauete linguis! Carmina non prius
 Audita Musarum sacerdos
 Virginibus puerisque cantat!

Ja, sie sind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetischen Sinne: sie, deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt; deren dichterischer Grundriß von der Göttin *Eunomia* gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmlischen Grazie ausgemalt worden; deren Bilder sich in den Glanz der Morgenröthe hüllen, deren Mund Melodie spricht, sie sind der Nachahmung werth.

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo sind die Lieblinge der Muse, die die Griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der Griechischen Philologie? — Der unsterbliche *Gesner*, *Ernesti*, und *Klog*:

ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen; aber meistens für das Große in Deutschland, blos durch Ausgaben. Der erste ist Deutschland leider entrisen: der zweite hat sich, nach den Fußstapfen des erstern, den Weg kritischer Genauigkeit gewählt, und arbeitet in andern Bezirken: der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben, und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen.

Wo ist ein Schutengel der Griechischen Literatur in Deutschland, der an der Spitze von allen zeige, wie die Griechen von Deutschen zu studiren sind? Studiren heißt freilich zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört: man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken: mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Uebermaas erscheinen, und dann suche man mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land, und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn: und jeder ist ein Narr des andern: ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am meisten, kann ich dazu sehen, in der kritischen Welt: jeder hat einen Sinn und urtheilt vom Ganzen. Der Fran-

zose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes, und glaubt sich alsdann schon als den besten Kunstrichter: den Wust Lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiedrum der Holländische und Deutsche Wortgelehrte sieht jenes seine französirenden Anmerkungen für noch etwas ärger als Schlamm an; der Franzose sagt: ja, davon wuchsen Blumen und Früchte! und der Deutsche: das meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre ästhetische Bon-Mots nur denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Britten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdann nicht ein Zeitpunkt für die philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nützen, und ein ganzes philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir auf unserm Geschäfte, bleiben etwas nach: und vielleicht dürften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfing, und Home es aus seinen Engländern gethan? Nicht blos die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Aesthetik gewaltig nützen: sondern der Verfasser würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baum-

gartensche Aesthetik sehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen: es würde die Lehrbücher verbannen, die die Französischen oder Deutschen Scribenten zu ihren Grundfäden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen: es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den Griechischen Parnass völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet: es würde zu einem philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nützlich und nothwendig ist.

Eine zweite höhere Stufe: wenn sich Uebersetzer fänden, die nicht bloß ihren Autor studirten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen: „sondern auch seinen unterscheidenden Ton fänden, „und die sich in den Charakter seiner Schreibart „setzten, uns die wahren unterscheidenden Züge, den „Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals „seinen herrschenden Charakter, sein Genie und die „Natur seiner Dichtungsart richtig ausdrückten.“ — Dies ist freilich sehr viel; aber für mein Ideal eines Uebersetzers noch nicht genug. Die meisten Uebersetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritischen Noten, oder im Leben ihres Autors, und die meisten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors: in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten gesunden Hausverstand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt: und so ist ein Buch fertig: für den Uebersetzer Tagelohn,

für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek: für die Literatur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte: ein ewiges Werk für die Deutsche Literatur, ein sehr nütliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsre Sprache, ja so wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der Griechischen und Römischen Literatur wurde, auch das größte Original für die unsere — alles dies kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns seyn kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! ist dies schätzbares Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche übersezt), eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgiebt: „welch ein Zusammenfluß von „natürlichen Ursachen konnte den einzigen Homer „hervorbringen?“ die diesen Satz aus den Geheimnissen der Griechischen Literatur-Geschichte mit wahrem kritischen Geist erklärt, und zum Homer ein Schlüssel ist — Diese Abhandlung sollte statt Einleitung seyn: eine Einleitung, die fast nie so nothwendig ist, als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten, dem unübersehbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten

über den Homer: und was er bei ihnen alles geworden ist? Was er bei uns seyn kann und soll? Wie wir ihn, ohne Mißbrauch nützen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können?

Dies ist der Eingang, und die Uebersetzung? Weileibe muß sie nicht verschönert seyn, wie noch jetzt die neue Vitaubésche als ein Gräuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: sich seinen ehrwürdigen Bart und alte einfältige Tracht abnehmen lassen: Französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine baurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn, als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe, und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist.

Und die beste Uebersetzung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem, kritischem Geiste dazu kommen. Wir wollen gern mit dem Uebersetzer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schätze zeigte, die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Theil daran vereckelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimniß der

Griechischen Literatur bemühen. Man weiß, was Französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind: meistens Zergliederungen einzelner, und oft unwesentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerstreung, Erholung und Ergözung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennet die Grimmischen Noten zum *Anakreon*; und die Ebertschen zu *Young*; man kann also aus einer Morgenröthe auf den völligen Sonnenanbruch schließen, wie durch *Homer* ein Publikum könnte gebildet werden, nach Griechischem Geschmack. Ich würde nicht gerne Poesie und Hexameter bei dieser Uebersetzung vermissen; aber Hexameter und Poesie im Griechischen Geschmack; sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe. — Es ist viel, was ich aufgegeben, aber durch alles dieses werden die Schönheiten kaum einigermaßen ersetzt, die im *Homer* unübersetzbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu setzen, füge ich ein Urtheil des Geschmacks über einige neuere Uebersetzungen der Griechen, und also zuerst über *Steinbrüchels* Uebersetzung des *Sophokles* und *Euripides* dazu. Ich kann sie nemlich, um vollständig davon zu urtheilen, jungen tragischen Genies, Liebhabern der Griechen, und Deutschen Sprachrichtern in die Hände geben; was werden diese darüber urtheilen?

Den Genies, die blos ätherisch lesen, ist sie eine sichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie sehen den tragischen Geist der Griechen, ler-

nen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Nübrung: können ihre Einfalt und ihre Zusammensetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der Griechische Geist der Tragödie aus ihren patronymischen und mythologischen Geschichten entwickelt? und wo ist dies mehr nöthig, als in den Chören, die ganz in die Griechische Laune verwebt sind? Bei allem Schweizerischen Schwulst hört ein Genie wohl die wahre Sprache des Griechischen Kothurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen, die dem poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen, als sie sich im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit, der Schwung, der theatralische Tritt, die musikalische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch eins und das andre durch das Klopstock'sche freie Sylbenmaas hätte retten lassen? Ein Deutsches Genie versuche es nach Steinbrüchel, tragische Chöre nachzubilden, werden sie wohl im Griechischen Geiste seyn? Indessen gebe ichs zu, daß St. durch seine Uebersetzung weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größten tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach Griechischer Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unser Theater noch am wenigsten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der Griechischen Literatur legen ihn aus der Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter seines Autors zu kosten und zu schmecken giebt.

Und die Sprache? ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht bloß die Schweizerwörter werden unausstehlich: sondern das Colorit der Griechischen Einfachheit soll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerret, ersetzt werden: da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Uebersetzers verdient Aufmunterung, „die Griechische Wortfügungen unserer Sprache anpaßt;“ nur muß sie keine blinde Nachfolger haben, die ein Exempel sogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte Richter müssen seyn, die das classische Ansehen solcher Versuche beurtheilen.

St. fahre also in seinen Bemühungen fort, und lasse sich die Kritiken bloß zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutschen so verschlossenes Buch, der den Griechischen Nationalgeist so sehr in seiner Stärke zeigt, und für unsre Dorische Sprache und Genies bildend genug seyn könnte — auch Pindar*) muntre ihn auf, ein großer Uebersetzer, aber auch zugleich im Griechischen Verstande, ein Dolmetscher desselben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est. Rühmlich kühn ist die Muse,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinsetzen sollte:

*) Lit. Br. Th. 2.

„welche Griechen und aus welchen Gründen sie zu übersezen wären“ will ich lieber die Uebersetzung des Tyrtäus, *) und noch mehr Daphnis und Chloë aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es Leid, „daß die ungenannten Uebersetzer nicht darauf gefallen sind, den Griechischen Text beiducken zu lassen. Man sollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bei unsrer Nation die fast verloschene Liebe zur Griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die Englische Nation lieber in dem Studio der Griechischen Sprache, als in gewissen andern Dingen nachahmen wollten.“ **)

Wo ist aber noch ein Deutscher Winkelmann, der uns den Tempel der Griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winkelmann in Absicht auf die Kunst konnte bloß in Rom aufblühen; aber ein Winkelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit seinem Römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der Griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum,

*) Lit. Br. Th. 17. p. 11.

**) p. 16.

thum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Styl der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sey keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere Griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst der Griechen: ihren Unterschied von den übrigen Völkern: und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: hier würde sich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wiefern ihr Himmel, ihre Verfassung, Freiheit, Leidenschaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedene Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. s. w. sie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre individuelle, National- und Localschönheiten, um uns von solchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unserm Styl verglichen. Alsdann von den verschiednen Zeiten der Griechischen Poesie; wiederum mit einer pragmatischen Anwendung auf unsre Zeit: wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen sollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den sich bloß ein Herders Werke z. schön. Lit. u. Kunst. II. § Fragmente.

Kenner der Alten, ein Weltweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann: ein Ocean, aus dem die meisten unsrer Weisen nur Tropfen kosten; an dem die meisten Dichter nur so trinken, als die zum Siege bestimmten Streiter Gileads: und die Kunstrichter? — bringen dem Gözen ihres Neons mit demüthigem Stolze eine Handvoll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem Persischen Monarchen.

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öffnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien: den ganzen Knoten muß es entwickeln, wie weit kamen sie? und warum so weit? — wie weit sind wir ihnen nach? wie viel weiter können und sollen wir? — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Literaturbriefe über das Ideal, *) und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere, (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen: bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir

*) Lit. Br. Th. 7. p. 124. 125. Th. 9. p. 49.
Th. 14. p. 252.

noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig genug that, und auf Seiten unsrer nothwendig hie und da frei werden mußte. Ich fahre also lieber im Tone meiner Fragmente fort und frage:

B.

Wie weit haben wir sie nachgebildet?

1.

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige Deutsche Genies in der Stille bloß unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studirt, vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns Griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht *) ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Gessner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht vortrefflicher, als jenes am Hofe des Philadelphus.

Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen; Noah mag heiliger seyn, er mag moralischer seyn; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend

*) Lit. Br. Th. 1. p. 34.

etwas mit Homer zu vergleichen; und zum Glück besinne ich mich, daß er älter sey, als der Zeitpunkt, über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat K. ein Homer seyn wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie, scheint er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilianisch als Homerisch. Vielleicht besingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt eben dieses Virgilianische mehr, als das Seltene in seinem Gedichte. Aber Homer? Ja! wenn ich Klopstocks Inhalt der Gesänge läse; so denke ich (wer wird dies nicht für wunderbarlich halten?) bei den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichnissen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe, jenen Griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung tief eindrückt, und seine Ideen nicht mahlt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe strahlen. Vielleicht ist es für K. die größte Ehre, wie ich deshalb an das Zeugniß eines Franzosen mich erinnere, *) gar kein Homerisches Bild gebraucht zu haben: vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer, daß er seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele mahlet,

*) Bitaubé in seiner Uebersetzung Homers.

so wie die sinnlichen Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergöhten; vielleicht übertrifft das Moralische im K. alles schöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht ist sein großes Talent, die Seele zu schildern, mehr werth, als alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sey meiner halben gewiß; eine so nützliche Untersuchung mag eine poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen. *)

Ich schweife hier lieber auf den Nachspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als K. von allen Deutschen! **) Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in allen Ländern eben so rar, als die Dichter selbst gewesen! So ist es wirklich!“ Ohngeachtet dieses Wirklich hier als ein Amen steht: so will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! sondern etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verstanden, wer wird dies behaupten, der jemals die Griechen auch nur von ferne gesehen? der da weiß, daß jede Sprache alle Viertheil Jahrhunderte sich merklich verändert, und der die Zeit des Homers kennt, wo die Griechischen Staaten sich erst zu bilden anfangen, und also nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfahren, als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat. Man muß also nothwendig eine Zeit festsetzen, wann wurde der

*) Lit. Br. Th. 19. p. 155. 156.

**) Lit. Br. Th. 1. p. 49.

Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun! da sang er als *αοιδος*, und nothwendig also, wenn es damals *καλῶς κα'αγαθῶς* gab, die gute hübsche Leute bedeuteten, diesen verständlich. Ist das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuschreibt, so zog er umher; fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten; seine Sprache war göttlich, neu; aber im Ganzen verständlich; weil damals noch nicht ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volks, zwischen der Denkart der Vornehmen und Gerungen war; was Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart schon mehr politisch geworden war, da war seine Sprache fremde, ungewöhnlich. In dieser poetischen Zeit betrachtet, möchte also das eben so wenig, das der Kunstrichter behauptet, nicht genau eintreffen: damals war seine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunst waren häufiger, und die Dichter selbst — wer die Dichterei der alten *ἑρμῶδων* und *αοιδῶν* kennet, wird ihre Dichtkunst unmöglich mit der unsrigen vergleichen.

Meynt aber der Kunstrichter die Zeit, da Homer gelesen wurde: so trifft es eben so wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erst in der 61. Olympiade gesammelt, da er doch nach der gemeinsten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen, wer waren die alle, die den Homer verstehen sollten? Ich nehme eine mittlere Größe an: laß es gute hübsche

Leute gewesen seyn (*καλοὶ καὶ ἀγαθοὶ*)! Nun! weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte seines ersten Gesprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, unter vielen andern Proben der Weisheit, auch des Homers Bücher zuerst nach Athen gebracht, und die Rhapsodisten angetrieben, sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen; eine Gewohnheit, die nicht bloß bis an Platons Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erklärt wird? — Ich sage: erklärt ward: denn dies zeigt Platons ganzes Gespräch: So — eine Unterredung, deren Name schon genug ist, daß jeder, der sie gelesen, das vorige eben so wenig einschränken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach So, im Namen aller Rhapsodisten, vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? war es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichensteine, dieser hat den Homer auswendig gewußt, am besten deklamiren, am gründlichsten erklären können! Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verstehen, als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich von einander; und sie entfernen sich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen gelesen wurde, sagt Xenophon, — doch nein! hier stoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwischen Wieland und Ill. Gelegenheit zum Streit über *καλὸς καὶ ἀγαθὸς* gegeben; ich setze also lieber das Zeugniß eines Griechischen Sammlers hin, des sorgfältigen Sokrates:
οἶμαι δὲ καὶ τὴν Ὀμηρὸν ποιῆσιν μείζω λαβεῖν

δοξαν, οτι κελως τες πολεμησαντας τοις βαρβαροις ενεκωμιασε. Και δια τζτο βεληθηναι τες προγονες ημων εντιμον αυτε ποιησαι την τεχνην, εντε τοις της μεσικης αθλοισ, και τη παιδευσει των νεωτερων. Ινα πολλακις ακουοντες επων εκμανθανωμεν την εχθραν την προς αυτες υπαρχεσαν. *)

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte: Dummkopf, sagte er, auch deine Schüler willst du zu Dummköpfen machen? **) Dies Geschichtchen hat nun wohl ein Knabe gelesen, aber Deutsche Homere? Viel eher, sage ich, in der Angst, den Griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homers aus dem Xenophon macht, und, wie ich fast dazusehen kann, myopisch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen Atheniensischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht, als hätte ihn Sokrates grammatisch oder poetisch mißgedeutet; sondern politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem

*) Isocrates in Panegyri.

**) Plutarch. in vit. Alcibiad.

lieben Eigensinn deute; sondern, daß es Xenophon selbst sagt, zeigen seine Worte augenscheinlich: „Sokrates, so sagte sein Ankläger, pflegt auch oft Homers Gedichte anzuführen: daß z. E. Ulysses den Vornehmern mit freundlichen Worten zugesprochen: wenn sich aber ein Geringerer unnütz machte, so schlug er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm ruhig zu seyn. Dies hat er so ausgelegt, als wollte der Poet, man sollte die Geringern bloß mit Schlägen ziehen; allein, setzt Xenophon dazu, das hat Sokrates gar nicht gemeynet: sondern, ic.“ *) Und was folgt hieraus? Daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern, daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volke so viel geltenden Dichter zu bestätigen suche! Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus mußte, als ein Verehrer des Homers, eben dagegen am meisten eifern, daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter, so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsahen, ob dies der wahre Verstand sey (das that hier ja nichts zur Sache); sondern weil er den Staat störte: wenn sie auch Leute gewesen wären, mit denen man in der Jugend den Homer

*) Im ersten Buch der denkw. Reden.

gelesen, so betraf es ja hier keine moralische Lehre, und noch weniger poetische Schönheit, sondern eine politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn in den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Ill. bei seinen kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme: eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten, den jeder für göttlich hielt, den die καλοὶ καὶ ἀγαθοὶ auswendig wußten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Ueberhaupt zeigt dieser ganze Prozeß, daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst, im hohen Griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie seyn kann, als es jener für die Griechen war: jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage: Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten, und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unsere Leser der Deutschen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach Französischem Schnitt: sie lesen statt Mythologien Gellertsche Fabeln, und statt Hexameter und Rhapsodien singen sie Kirchenlieder. Nach der Bekanntschaft und Bildung des Geschmacks ist entweder Gellert unser Homer; oder er soll noch geboren werden. Denen, die darüber staunen, wie Gellert und

Homer zusammen kommt, schreibe ich eine Stelle ab, die richtig genug ist: *)

„Für ganz Deutschland ist es, ohne Widers-
 „pruch, Gellert, dessen Fabeln wirklich dem
 „Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe
 „gegeben haben. (Fragt die erste, die beste Land-
 „predigerstochter nach Gellerts Fabeln? die kennt
 „sie — nach den Werken anderer unsrer berühmten
 „Dichter? kein Wort.) — Nach und nach haben
 „sie sich in die Häuser eingeschlichen. Dadurch ist
 „das Gute in der Dichtkunst in Exempeln und nicht
 „in Regeln bekannt, und das Schlechte verächtlich
 „gemacht worden. Denn der Geist und der Geschmack
 „einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und
 „Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese
 „beiden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande
 „eigen. Aber unter dem Theile der Nation liegen
 „sie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und
 „Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich be-
 „kannt gemacht hat.“ Das ist nun Gellert in Ab-
 „sicht des Geschmacks — aber was war Homer in
 „Absicht der Religion, der Künstler, der
 „Dichter, der Redner, der Weisen, der
 „Sprache, der Sitten, der Erziehung, für
 „die καλῆς καγατῆς der Griechen?

Dies böse Griechische Wort verfolgt mich, so
 sehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten ist nicht
 eher aufgelöset, bis es bestimmt ist. Denn so fragt

*) Abbt vom Verdienst, p. 367. 77.

der Kunsttrichter: *) „Ist es wahr, daß die alten
 „Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit
 „lehrten? Und wurde Homer auch nur von allen de-
 „nen verstanden, welchen das Beiwort καλοῖ καὶ ἀγα-
 „θοῖ zukam?“ — Seine Frage ist so viel als Nein!
 meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus
 leugnet; Valerius bejahet; wem von beiden
 glaubt ihr Römer?

Außer dem, was ich schon angeführet, kann ich
 mein erstes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons
 Schmause gültig machen: „Mein Vater,
 „sagt Niceratus, der mich zum tüchtigen, redli-
 „chen Mann (ἀγαθός) machen wollte, hielt mich
 „an, alle Gedichte Homers auswendig zu lernen,
 „so daß ich noch jetzt die ganze Iliade und Odyssee
 „hersagen kann.“ — Hier war ein guter, hübscher
 Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte,
 und ließ ihn also Homer lernen: so wurde also Ho-
 mer mit der Jugend getrieben: so wurde er gewiß
 von denen verstanden, die gute, hübsche Leute
 waren, denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλός καὶ ἀγαθός ein guter, hübscher
 Mann, oder ist es ein Schweizer = Virtuose?
 Beide Partheien können Recht behalten, wenn sie
 sich anhören wollen, und wenn sie Staub unter
 die Augen streuen, **) hat es vielleicht keiner
 von beiden. Mehr als ein guter, hübscher Mann,
 und weit weniger als ein Shaftesburischer Virtuoso,

*) Lit. Br. Th. 1. p. 46.

**) Lit. Br. Th. 1. p. 52.

nach dem hohen Geschmacke unsrer Zeit. Ich erinnere mich, die Abhandlung eines Grammatikers über dies Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dies Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dies dünkt mich von *καλος* *καλαδος*. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht, es gelesen zu haben: es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen politischen Sitten. In den Zeiten, da *αρετη*, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete: galt bloß ein braver Mann, *αγαθος*. So wissen im Homer die Helden kein besser Wort ihrer Würde, als wenn sein Ugamemnon oft genug sagt: *αγαθος γαρ ειμι*. So wenig hier das *αγαθος* eine moralische Güte bedeutet, zu einer Zeit, wo Tapferkeit über alles galt: so wenig litte dieses Zeitalter *καλος* *καλαδος* im feinen Verstande des Shaftesbury. Auch das Wort *καλος* hat diesen Ursprung gehabt: und wurde von den *ανδρασιν αγαθοις* gesagt, die in der Schlacht zu und *καλος* (tapfer) stritten. Aber mit der Zeit verfeinerte sich der Geist der Sitten: das Wort *αρετη* hieß Brauchbarkeit: das Wort *αγαθος* und *καλος* hieß ein tüchtiger Mann in Geschäften, und selbst der Ehrenname *ανη* verlor etwas von seiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war:

so übernahmen es sich also die Weisen, solche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menschen und tüchtige Bürger waren: so fragt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laertius: sage mir, wie kann man ein καλος κ' αγαθος werden? und dieser führt ihn in seinen Unterricht. So sagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (αγαθος) machen wollte, ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienser, die vorzüglich nach dieser politischen Cultur strebten, beständig im Munde (καλος κ' αγαθος); und es war bei ihnen, wie ein Scholiast sagt: summa omnis laudationis! Und also gewiß nothwendig mehr, als ein guter, hübscher Mann bei uns.

Der Recensent will auch nur einen einzigen Beweis, daß καλος κ' αγαθος etwas mehr, als dies bedeute? Wohl! es sey eben die Stelle, *) in der er nichts, als den guten, hübschen Mann finden will; Schade, daß ich mehr darin finde, und eben die Beschreibung des καλος κ' αγαθος. Sokrates fragt den jungen Theages im Plato: τι εν; εν εδιδαξατο σε ο πατηρ και επαιδευσεν απερενθαδε οι αλλοι παιδευονται, οι των καλων αγαθων πατερων υιες; οιον γραμματα τε, και κιστριζειν, και παλαιειν, και την αλλην αγωνιαν; Können hier καλοι αγαθοι füglich gute, hübsche Leute bedeuten, wie wir dies Wort brauchen? Nein! sie ließen ihre Söhne, um sie auch zu καλοις αγαθοις zu machen, Wissenschaften (nicht

*) Lit. Br. Th. I. p. 52.

blos das A B C lesen und schreiben), die Musik, die nach der Griechischen Denkart weit mehr schöne Kunst, als bei uns, und von der Dichtkunst unzertrennlich war, und schöne Leibesübungen erlernen. Wer also seinen Verstand, seinen schönen Geschmack und seinen Körper ausgebildet hatte: der war ein Attischer καλοναγαθος; er war weder ein Weiser, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiser, Dichter und Olympischer Sieger zu werden. Wer einen Griechischen καλος κ'αγαθος in seinem ganzen Glanze sehen will: der lese, obgleich nicht das Wort selbst als Ueberschrift drüber stehet, einige Pindarische Oden auf seine Griechischen Jünglinge, die doch mehr als gute, hübsche Jüngens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuosen im Wielandischen hohen Gusto! oder lieber gleich im Geschmacke des Shaftesbury: dem Wieland nicht blos den Begriff des Virtuosen, sondern auch die Analogie mit καλος κ'αγαθος abborgt. Dieser Weltweise, der den Platonismus nach dem Modegeschmack seiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland diesen Lieblingsgeschmack findet, bestimmt seine Virtuosen so: *) the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; such as have seen the World, and informed themselves of the Manners and Customs of the several Nations of Europe, search'd into their Antiquities and Records; consider'd their Police, Laws and Constitutions, observ'd the Situation, Strength

*) Characteristiks Vol. 3. Misc. Refl. p. 156. 182.

and Ornaments of their Citys, their principal Arts, Studies and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Musick, and their Taste in Poetry, Learning, Language and Conversation. Mit diesem Begriffe vergleicht er nachher das honestum, pulcrum, καλον der Alten, und philosophirt in seiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künste, der Geschmack an Dichtkunst, und den schönen Wissenschaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeist über Policy und Alterthümer, die herrschende Mode war: so kann ich mich doch nie überreden, daß die καλοι κ' αγαθοι in dem weitesten Verstande des Shaftesbury damals geblühet. Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu mahlen, und den Geschmack, der damals am Hofe Carls des zweiten galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und zu verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes seyn kann, aber den Begriff des Griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fodert zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland existirte, freilich das Lesen des Homers, und das zwar als das erste A B C; aber ein moralisches Lesen des Homers? Ein himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Ueber ein Wort, das immer der Ausdruck ihres Charakters, und der Gipfel ihrer Lobsprüche war, kann man nie zu viel sagen: die Erklärung solcher Wörter schließt uns Denkart und Policy, Laune und Sitten, kurz

— das

das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke schief urtheilen, schief lernen, und un-
 leidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag
 zur Griechischen und Römischen Geschichte der Litera-
 tur einem Manne von Philologie, Geschichtskent-
 niß und Geschmack empfehlen, der Metamorphose
 genau nachzuspüren, die im Griechischen die Worte:
*ανηρ, ανδρωπος, αγαθος, καλος, φιλοκαλος, κα-
 λοκαγαθος, κηκος, επιχειραγαθος*: im Lateini-
 schen: *vir, homo, bonus und melior und op-
 timus, honestus, pulcher und liberalis, stre-
 nuus* und dergleichen Nationalnamen erlitten haben,
 die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren,
 und sich mit demselben änderten — So lernt man
 Völker kennen, und nugen. *)

Ich will es hier nicht untersuchen, wie weit ei-
 nige Schweizer, z. E. Wieland, Iselin, We-
 gelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen;**)
 wenn sie ihre Erziehung und Politik uns anpreisen.
 Beinahe vom Diogenes dem Laertier an, findet man
 in den Griechen, was man in ihnen finden will:

*) Man wird dies wirklich zu Kühne Urtheil in den
 Schranken nehmen, in denen es der Verfasser sagt:
 auch Irrthümer können verjährt werden; und wel-
 che Begeisterung ist verzeihbarer und schöner, als
 die für die Griechen? Vielleicht ist der Verfasser
 selbst in sie verfallen. (Aus den Zusätzen am En-
 de des dritten Fragments. Samml.)

**) Vlt. Br. Th. 1. p. 44. 50.

Herders Werke z. schön. Lit. u. Kunst. II. § Fragmente.

verschönerter Gesichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb Griechisch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen; freilich sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen unsrer Zeit gemäß machen: sonst wird alles Caricatur! — Schon Plato und Xenophon malten uns den Sokrates verschieden; aber, wenn Wieland *) auftritt und sagt: „Seht! den Kopf des „Sokrates!“ — Hier kann man, wie Marcell, dreust antworten: Wie? das ist Sokrates? jener liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine ironische Geist, und der redlichste Bürger, kurz! der Weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte Ihr Sokrates seyn? Nein! mein Herr! dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheit- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker, und misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus Schweizerischen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen gelesen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So sehr die Griechen ihren Homer nutzten, so wenig brauchten sie ihn auf Wieland'sche Art: denn Shaftesbury's Geist und Schriften herrschten damals wahrscheinlich noch nicht bei der moralischen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, ist ja augenscheinlich ganz was anders! und in vielen

*) Lit. Br. Th. 7.

Stücken was anders, als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten?

2.

Pindar und der Dithyrambensänger. *)

Homere dürften wir also nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar seine besten Kronen, und unter andern auch den siebenfachen Epheufranz der Dithyramben geraubt — einer von unsern Dichtern setzt sich selbst dies Siegeszeichen auf, und ruft: Macht Raum, Mäanden! Ist er der Vater Bacchus, oder trägt er bloß den Thyrsusstab, um es zu seyn?

Zum Voraus ein Wort in einer Parenthese. (Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Literaturbriefe sind so schielend, und gebrechlich, als diese**), die einem Lehrmeistertone sich nähert: die bei dem

*) Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter der Alten nicht vollständig ist: das thut nichts zur Sache. Treu muß die Vergleichung seyn, und nach den Quellen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht. (Aus den Zusätzen am Ende des dritten Fragments. Samml.)

***) Lit. Br. Th. 21, p. 39.

Geräusche arm, bei aller Pracht von Belesenheit und kritischer Einsicht kurzichtig, und bei allen Plänen und Vorschlägen dürre seyn möchte. Die angebohrne Lebhaftigkeit des Recens. verspricht dem Dithyrambendichter scharf zuzusehen, und zuckt jedesmal zurück, um sich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was soll die Frage heißen: Kann man Deutsche Dithyramben machen? Kann man nicht Deutsche, so kann man auch keine Malabarische Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dürfte diese nur zuletzt in Betracht kommen. Was darf es der Recens. mit so vieler Gelehrsamkeit beweisen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? der Verfasser dürfte dieses ja aus dem lieben E. Schmid allenfalls wissen! Und womit beweiset es der Kunstrichter denn, daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen können; — höchstens! daß der Verfasser keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geschmack verkehrt seyn muß, der von den Regeln des weisen Alterthums abgeht? Warum ist ein Deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne Griechische und Lateinische Muster denn an sich unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden des Leipziger Professors hier zur Sache? In welcher Classe muß denn der Dithyrambist sitzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und absolut erst nach 20 Jahren Imitationen nach der Pindarischen Digression über den Berg Aetna machen soll? Welch ein Schulten herrscht so durchgängig, so insonderheit S. 59 — 61. Welche Sammlung von Pindarischen Beiwörtern soll man (p. 70.)

Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen um nicht ihr System niederreißen zu wollen? Ist es wahr, daß Pindar sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt, und alles so stehen läßt, wie es ihm vom Präceptor diktiert worden ist? — Und nun endlich die beste und geistigste Anmerkung wider die windichten, eiteln, jungen Menschen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt, daß der Verfasser der Dithyramben so ein windichter, eitler, junger Mensch sey, der eine Strafpredigt über sein Mädchen 6 Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recens. beweisen, daß Pindar in seinen verlorren Hyporchematen und Dithyramben in einem ernsthaften philosophischen Ton trunken geraset? Wie mag ein Compliment lassen, das man nicht aus freiem Willen, sondern aus Noth im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recensent für ein Kollegium, darinn er zeigt, wie man Pindars ganze Manier zu mahlen bis auf seinen Adler lernen soll, damit unser Deutscher Horaz auch für den Dithyrambisten eine Ode weihen müßte? — Meine Parenthese wird lang; aber dem Recensenten würde die Antwort auf meine Frage noch länger seyn, die ich auch, „aus einer mir angebohrnen Lebhaftigkeit, thue; nicht als Kritiken, sondern als eine kleine Hülfe, mich selbst auf den Weg zu bringen, und, was ich denke, zu sagen.“

Ich bin nichts minder, als der Verfasser oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe selbst mehr wider sie, als die Literaturbriefe, aber, wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger

Schulton. Ohnmöglich kann diese Beurtheilung von einem Verfasser der Literaturbriefe seyn; vermuthlich ist sie eingeschickt; weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber genug! meine Parenthese ist zu Ende.) Können wir Dithyramben machen, Griechische Dithyramben im Deutschen machen? Originaldithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entstanden seyn? Darf ich eine Hypothese versuchen? — Hypothesen muß man versuchen, wo man keine Nachrichten hat: wäre Demosthenes *περὶ διθυραμβοποιῶν*, oder Aristoteles größter Theil der Dichtkunst nicht verloren, so würden wir wissen, statt zu rathen.

Ein Volk in seiner Wildheit ist in Sprache, Bildern und Lastern stark: Trunkenheit und Gewaltthätigkeit sind die Lieblingslaster einer Nation, die noch Mannheit (*αρετή*) für Tugend, und trunkene Raserei für Vergnügen hält. Alle die feinen Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unsere Güte und Fehler, unser Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, listig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Diese Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Musik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Gesang.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst, und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunkenen Neigungen der

Menschen, die jenen entwischten, durch Religion zu erhaschen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze: die sanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur: rauh war ihr Gottesdienst, wie ihre Natur, durch Opfer und Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Denotrius, ein Weingott, man heiße ihn, wie man wolle.

Jetzt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur Entschuldigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion: ihr Gesang war voll von der thierisch-sinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sich wieder zu einer gewissen mystisch-sinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Die Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalfagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit Pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus. Anthes, der Böotier, sang Bacchische Hymnen: Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Gesetze und Gottesdienst, weihte die Trunkenheit in seine Eleusinischen Heiligthümer ein, um sie zu bezähmen, daher er auch ihr Opfer wurde. Musäus und sein Sohn Cymolpus sangen ebenfalls den Bacchus — Kurz die ältesten Namen der Dich-

ter, die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit *Bacchus* beschäftigt.

Wozu sage ich alles dieses? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen Ursprung und Leben ziehe, daß wir also von ihm auch nach Beschaffenheit dieses Zeitalters urtheilen müssen. Entsprungen unter berauschten Tänzen des Volks führte man ihn in die Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, seine Sprache, Sylbenmaas, Bearbeitung, Musik, Deklamation, alles zeugt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat: er mag nun in Theben, oder dem wollüstigen Korinth von einem oder dem andern erfunden seyn: genug, es war noch eine Zeit, da sich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen *) Erfinder, bezaubern ließen. Ich sage: sein Inhalt: denn da er den Vater des Weins von seinem Blitzstrahle getroffen, mit brausendem Munde sang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit sang: so paßt er am meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte, da man, mit starken sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalsagen beinahe zu einer wirklichen Anschauung erhob, da man aus Unwissenheit nicht blos die Fabelgeschichten als Wahrheiten glaubte, sondern mit der Einbildungs-

*) Wie Herodot anführt, den ich für mehr, als Fabelschreiber halte.

Kraft sie bis zum Leben ausmalte, und also die Begeisterung schmeckte, die Apoll über die Pythiſſe, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler, und Bacchus über die Dithyrambensänger ausgoß. Daher naheten sich die Letztern der Entzückung, die einer Raserei gleich, Διονυσιο ανακτος καλον εξαρχαι μελος οὐδα διθυραμβον, οὐα συνκραυνω. Isis φρενας: daher fing er gemeiniglich mit dem begeisterten: κρη μοι αναξ, an: daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrsus der Trunkenheit und der Beschauung himmlischer Dinge ausrief:

Auditis an me ludit amabilis
 Insania? Audire et videor pios
 Errare per lacos;

daher jene göttliche Wuth:

— — — immanis in antro
 Bacchatur vates, magnum si pectore possit
 Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
 Os rabidum, fera corda domans, fingitque
 premendo.

Und von dieser sinnlichen Begeisterung wurde die ganze Bearbeitung so belebt, daß Plato dem Dithyramben sogar die Nachahmung absprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anspielungen folgte er keinem weitem Plan, als den innerlich die Einbildungskraft mahlte, äußerlich zum Theil das Auge sahe, und der Tanz foderte: und so ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus der Bacchischen.

Geschichte, des Bacchischen Gottesdienstes, und des Tanzes: wo mächterne Seelen wenig Verbindung, viel Uebertriebenes, und alles ungeheuer finden mußten. Und diese Bearbeitung, welcher Zeit war sie am angemessensten? Vermuthlich jener, da die Satyren Poffenstücke, die Komödien Satyren, und Oden und Tragödien noch nicht geböhren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im schönen Styl mußte das große wüste Unregelmäßige voran gehen.

Und eben diesem Zeitalter ist auch die dithyrambische Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich; in Konstruktionen verflochten und unregelmäßig war: eine Sprache, wie sie vor ihrer Ausbildung ist. Aldann hat noch jeder Sängler das Recht, neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; sie können kühn zusammengesetzt seyn, weil Form und Lenkung nicht genug bestimmt ist. Hingegen eine völlig gebildete Sprache ist nicht dithyrambisch, sondern vernünftig und mit Gesetzen umschränkt.

So auch das Sylbenmaaß: Geseflos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig desto polymetrischer, tönender und abwechselnder.

So auch die Musik: Die Phrygische Musik die rasend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege rief, und Empörungen in der Brust anrichtete: die nachher abgeschafft wurde, weil sie die Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat und Aristoteles aus seiner Erziehung verbannte — Kurz! die älteste und roheste Tonkunst.

Alles also, was zum Διθυραμβωδης gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Sylbenmaas trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dies, und dies allein bey dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: Διθυραμβος εστι κενινημενος και πολυ το ενθουσιωδες μετα χορειας εμφανων, εις παθη κατασκευαζομενος, τα μαλιστα οικεια τα θεα.

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gefittetes Zeitalter übergingen; so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben: ihre Begeisterung sank: ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von dithyrambischen Freiheiten: ihr Sylbenmaas ward bestimmter und gebundener: ihre Musik Dorisch. Das wahre Διθυραμβωδης war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kann Aristoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poesie setzen, ohne doch dem Plato zu widersprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz andrer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen, sich in ihre Väterzeiten zurückzusetzen, und die Sprache, das Sylbenmaas, die Musik, die Denkart eines oder einiger erlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieser mittlern Zeit, da sich das Dithyrambische gemildert hatte, mag es also die besten Gedichte dieser Art gegeben haben, die daher die Anfangsstücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger

übertreffen zu können; sie mischten (nach Platons Zeugniß in seiner Republik) alles untereinander: und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu sehr den Geschmack der Dichtkunst, den Geist der Religion, die Stufe der Sitten und Sprache verändert hatten.

Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben; bei denen der Ulys des Catulls nur ein weitläufiger Verwandte der Dithyrambenkühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart: ihre Religion war geistiger und politischer: ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen: ja selbst ihre kälteren Adern fühlten nicht mehr so stark den Blitzstrahl des Weins: sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese, durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten seyn sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurückfinden? Erst beantworte man die kleine Frage: Könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die Griechischen noch hätten? Von dieser Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der Griechische Dionysius würde die Trauben unsres Landes, und unsre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters,

da eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahr-scheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig seyn, als sie bei uns oft lächerlich wird, than Jugglers talking to Familiar. — Wo sind unsere Bacchische Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an, durch Unterricht, und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andre Gegenstände führen, als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetisch-wahre, das dem Nationalgeist Eigne, und darf ich dazu setzen, fast ganz das Licht der Anschauung verlohren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer politischen Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu philosophisch altflug, zu eingeschränkt unter Gesetze, und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, vielsagende Sprache wagen könnte. Wo die dithyrambischen Sylbenmaasse? da unsere Sprache und alle neueren selbst zum Hexameter, noch minder zu den Sylbenmaassen des Pindars und der Chöre vieltrittig genug ist und gegen Griechische Dithyramben völlig ungelentig lassen müßte. Wo sind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchusprünge, an Freudenfesten? Der Dithyrambe gehörte ja sowohl zur mimischen, als lyrischen Poesie: und wie könnten wir ihn also nachmachen, da wir die hohe Tanzkunst der Alten nicht haben, nicht kennen, und sogar selbst bei allen Nachrichten der Alten, nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geist und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdenn bloß als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Ursachen, Zwecke, und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine bessere Art der Gedichte bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem Griechischen Geschmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das *frunkne Sinnliche*, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unste feine und artige Welt ein Uergerniß; das *Rasende* in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unsinnig, weil der Dithyrambist, der Weißager und Unsinnige mit zusammengeschlungenen Händen zu gehen scheinen, und ein elektrischer Funke nach ihren verschiedenen Körpern auch unterschiedene Wirkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unsere grammatischen und ästhetischen Gesetzgeber wider die Regeln scheinen: die Einbildungskraft würde der gefunden Vernunft und dem Sensuscommun unsres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dies dazu bei, daß die Dithyramben verloren gingen; und gäbe es Dithyrambensänger zu unsrer Zeit — wir würden ihnen einen Stier geben, um ihren *βοηλαταν* zu bezahlen und sie reisen zu lassen. Was aber sollte der Stier seyn, den wir ihm geben? — Des Volks nicht, denn er schriebe ja Dithyramben, nicht zu tanzen und mimisiren; sondern zu lesen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn schreien! Der schönen Geister auch nicht; deren schönes Ideal möchte dadurch verletzt werden! Der ernsthaften Kunsttrichter auch nicht — Er mache sich also fertig, ohne Stier nach Hause zu reisen.

Aber wie? er singe nach dem Geschmacke seiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die dithyrambische Kühnheit und Sprache, Deutsche Dithyramben? Deutsche Dithyramben sind ein Linding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unsre schon bekannten Dichtarten nichts neues! Ein solcher Dithyrambe nach dem richtigen Geschmacke unsrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeisterung, ohne dithyrambische Sprache, in eingezogenen Sylbenmaassen, gehört so wenig in den Bacchustempel, als jene Geschenke in den Tempel des Mars nach einem Griechischen Sinngedicht: *) „Wer hing diese glänzende Schilde, diese Blutlose Waffen, diese unversehrte Helme hier auf? Dem Menschenwürger Mars solchen häßlichen Schmuck? Will ihn nicht jemand aus meinem Tempel werfen? Ich erröthe ganz! Solche Verzierung gehört in eine Brautkammer, an den Hof, in die Trinksäle feiger Säufer; nicht an den Altar des Mars! Bluttige Waffen, zerbrochne Schilde, durchstochne Helme, die sind mein Vergnügen!“ Alsdann sind solche Deutsche Dithyramben nach einem feinen Ideal unsrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeisterte Trinklieder; sie mögen seyn, wie sie wollen. Alsdann sind Uz, Lessing, Weiße, Gerstenberg in seinem Gedicht: Cyprien; Schmid in seinem Noah, dem Weinerfinder; der Verfasser der ersten Cantate zum Scherz und Vergnügen, unsre Dithyrambendichter, oder vielmehr unsre alten Trinkbrüder, die sich einen willkührlichen Namen geben.

*) s. Anthol. 1. B.

Ich verzweifle also beinahe an Dithyramben, selbst wenn wir die Griechischen hätten — nun aber ist alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterscheidenden Begriff von ihnen bestimmen. Ein Scholiast hat den andern ausgeschrieben, denn je weniger man weiß, desto mehr wiederholt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, so wie den Cometen, bloß in seiner größten Eccentricität. Horaz in seiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht, daß jemand einmal jedes von seinen Worten auffädeln, und sich aus seiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäumen würde, um in ihm künstlich zu rasen, nüchtern zu taumeln, bei Wasser ein regelmäßiges Evan! zu rufen. Die meisten Poetikenschreiber halten sich bei der πολυλογία der Worte auf, gleich als wenn dies ein Hauptstück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeistes wäre.

Und überhaupt, da es schon eine kalte Begeisterung ist, die bloß aus Beispielen aufgewärmt wird: so ist's lächerlich, sich ohne Beispiele, durch Regeln, oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten, entzücken zu wollen; über Glücksnachrichten sich einen Weg zur Begeisterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reisen: da hat der dithyrambische Hegeſander recht:

μειρακιεξπαται, και συλλαβοπευσιλαβηται
 Δοξοματαιοσσοφοι, ζηταρετησιαδαι.

Genug von diesen dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu Christlichen und Deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht hatte, die er aus dem Innern unsrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung seyn sollten. Es erschienen unvermuthet Dithyramben: die zwar gar nicht in seinen Plan fallen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei seinen Arbeiten das *nonum prematur in annum* riefen. Ich liefere also von diesem Freunde nicht seine paradoxen Dithyramben, sondern sein Urtheil über die erschienenen eines Ungenannten: es ist frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verspricht uns Dithyramben: die Vorrede verspricht sie nur halb: und das Buch selbst liefert gar keine.

Zuerst: Der Kunstgriff, uns seine Sammlung von Liedern, als ein Ganzes in die Hände zu spielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambisten völlig ab. Und von der Wahrheit selbst: denn sind diese Stücke Theile zum Ganzen, weil sie auf einander folgen? So ist ja alles, was ich in einen Band binden lasse, auch ein Ganzes; aber kein Odenganzes. Ich glaube doch nicht, daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobiesky und dieser mit Peter gränzet. Der soll mein großer Apoll seyn, der mir zwischen diesen Stücken Zusammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Gesetzen der Einbildungskraft. Herders Werke z. schön. Lit. u. Kunst. II. § Fragmente.

findet. Vermuthlich aber nach den Gesetzen der Einbildungskraft — denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich machen. Nun! so hätte sie auch an die Jungfer Maria gerichtet seyn können, um (alles zugegeben) die folgenden Gegenstände zu besingen. Dies wäre noch wenigstens ein erbaulicher Standpunkt gewesen, um nachher Kirchenseufzer an die heilige Mutter zu schicken — aber jetzt ist es widersinnig, daß eine trunkne Mänade an dem Wagen Bacchus jetzt Erdbeben, jetzt eine Entsetzung der Bestung, jetzt die Schöpfung eines Reichs, jetzt Krieg, jetzt Frieden singet, 9 Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdann vom Bacchus höflich Abschied nimmt. Folgt es wohl aus der Begeisterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dies, bald jenes zu singen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abentheuerlich, die sich jetzt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos ist, wo sie, (die Weitschende!) Tokay und den Rhein sieht, wo sie schwärmt, wo sie singen will, hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo sie, vom Bacchus begeistert, ausruft: hört! und an ihren Begeisterer und an seinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebürge spazieren fährt, bis sie sich ihm endlich empfiehlt und mit ihrer Daphne forteilt: nun Vater! Bacchus hilf! — eine Mänade mit der Daphne! eine Liebe zwischen zwei Mädchen! die gute Mänade muß sich vor dem Namen eines Bacchanten schämen.

Kein Ganzes also! und noch weniger ein Bacchisches Ganzes! Das Begeisterte $\alpha\mu\phi\iota\ \mu\omicron\iota\ \alpha\nu\alpha\zeta$ der alten Dithyramben, schallt nie in unsern Ohren; nie singt die Mänade, als wäre sie am Wagen des Weingotts: gar kein Standpunkt, den die erste Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Ist es Bacchus, der da begeistert, oder bist du, liebe Muse,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didst inspire *Wythers, Pryn* and *Vickars*,
And force them, tho it was in spite
Of Nature and their Stars, to write,
Who, as we find in sullen Writs
And cross-grain'd Works of modern Wits
With Vanity, Opinion, Want,
The Wonder of the Ignorant,
The Praises of the Author, penn'd
B'himself, or Wit-insuring Friend,
Canst make a Poet, spite of Fate — —

Der Bacchus dieser Mänade ist nicht der wahre Bacchus: nicht jener schöne Griechische Knabe *) „der „die Gränzen des Lebens betritt, bei dem die Re- „gung der Wollust, wie eine zarte Spitze der Pflan- „ze, zu keimen anfängt, der, wie zwischen Schlum- „mer und Wachen, in einen entzückenden Traum „halb versenkt, die Bilder desselben zu sammeln „und sich wahr zu machen anfängt, dessen Züge „voll Süßigkeit sind, dem aber die fröhliche Seele „nicht ins Gesicht tritt“ — — Dieser schwindelt

*) Winkelm. Gesch. der Kunst Th. 2.

im Wagen: ihm glüht die Wange: er verschüttet den Becher: er lacht: er schlurft Tropfen! — Ein besoffener Satyr kann das seyn, nicht aber der Griechische Bacchus! Ich rathe der Mänade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rheia gehe, die einen Kriegsknecht statt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich erkannt habe, sehen wir aus der Dithyrambe: die Himmelsstürmer! hier, hofften wir, hier wird im Streit Dionysus eine Hauptperson machen: wir werden ihn im ganzen Lichte sehen:

— — Διονυσον εριβρομον, ευασηρα
 Πρωτογονον, διφυη, τριγονον, Βακχειον
 ανακτα,
 Αγριον, αρητον, κρυφιον, δικερωτα, δι-
 μορφον,
 Κισσοβρουον, ταυρωπον, αρηιον, ευιον, αγνον,
 Ωμαδιον, τριετη, βοτρυφορον, ερνεσιπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten mahlen, nicht ausrufen dürfen, wie jener Schiffer im Homer, *) da er ihn ansah: „Entweder Zeus ist er, oder der „Apoll mit dem silbernen Bogen, oder Neptun: „denn den sterblichen Menschen ist er nicht ähnlich, „sondern den Göttern im Olymp!“ sondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Riesen und Ungeheuer werden wir ihn sehen, oder, wenn alles

*) Hymne auf Bacchus.

mißglückt, so kennen wir wenigstens seinen tapfern Esel, dessen Geschrei diesmal Siegbringend ist. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Riesen sind im Himmel; seine Zose sieht zu: und ruft endlich mit offenem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern!

Bacchus ermuntert sich aus seiner Schlaftrunkenheit: reibt sich die Augen, will nicht ins Feuer! endlich sehen wir ihn im Löwenpanzer, (den er vermuthlich lange gesucht haben muß) — aber dem schläfrigen Helden zum Glück redet Zeus Gewitter, und Euan erscheint nicht eher, bis die Feinde weg sind! — So unnütz ist er durchgängig: daher fragt die Mänade auch so wenig nach ihm, es sey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das ist er, das ist er! daher giebt sie ihm auch den Abschied:

Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts schlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten, verfolgt, die innerlich die Begeisterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichterische Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrifft, was vom Tonkünstler Melodie borgt, um sich zu beleben, was vom hohen mimischen Tänzer gleichsam Bewegung annimmt: kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchischen Propheten!

Ich nehme das beste und einzige dithyrambische Sujet in dieser Sammlung: die Himmelsstürmer! um dies fortgehende Gemälde aufzusuchen. Im Anfange gar kein Standort, und kein Gesichtspunkt, den Pindar doch seinen vorworrensten Oden so sorgfältig, und wenigstens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er sie herführt, einigemal zurückleitet und auf dem er sie krönet.

Mit guldnen Säulen wollen wir,
wie am prächtigen Pallaste,
den festerrichteten Eingang stützen:
Denn wer ein Werk beginnet,
der mache vortreflich den Anblick. *)

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus: so taumelt die Mänade, nach dem Ende der vorigen Dithyrambe, an Bacchus Wagen: und

o Wunder!
sie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
entschlaf'ne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gasconner aus dem Fenster ein Maas von drei Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen seyn: die Mänade soll ja den

*) Pindar. sid. 6, Olymp.

Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln: soll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzählen, sondern vormahlen, so vormahlen, daß wir nicht ihr Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist? —

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Aetna rauchen; besinnet sich aber geruhig, daß vormal's ein Himmelssturm gewesen: sie macht uns also davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaas: taumelt zwischen dem Präsens und Imperfectum: mahlt bald gegenwärtig, bald aus weissen Aeonen: ganz undithyrambisch schwankt sie zwischen der idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jetzt sieht sie: der wurzelt den Caucasus aus; den Augenblick vorher: ich sah die Himmelsstürmer! den Augenblick drauf: sie erthürmten sich Stufen, sie feichten, sie schnoben — und plötzlich:

„Welch ein Streit, o Liber!“

Sind Götter im Kampf mit Göttern?

Die Aegis klingt

Und du Lyäus im Löwenpanzer!

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich, daß Zeus Gewitter geredet habe, daß die Gebürge gekracht! Möglich befällt ihn wieder der Paroxismus: „und ihr, und ihr? wo seyd ihr? — Antwort: sie heulen ihm „tief im Bauche.“ Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zurufen, dessen große

Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt: Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dies ist noch, in Absicht auf die Dekonomie des *μυθος*, der beste Gesang: Leser! ich bereite dich bloß, sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchzuführen finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mänade die Abreißung Siciliens? „Silen lehrte es ihr: „jetzt (im J. 1766.) liegt Trinakrien auf ihnen“ mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser: er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun. *)

Ου φιλονεικος εων
 ετ' ων δυσερις τις αγαν
 και μεναν ορκον ομοσσας
 τετογε οι σαφεις μαρτυρη-
 σω' μελιφθογγοι δεπιτρεφοντι Μοισαι.

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüthe greift, doch ohne Verzerrung des Arms. So wie sein Bacchus im Parenthysus der Trunkenheit sich als den Lermacher zeigt: so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrei, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

*) Pind. Od. 6. Olymp.

Welche Trunkenheit!

Stelen! welche Trunkenheit!

Ist dies je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt!

Heiliger Schauer!

Schauer durchwühlet die Brust.

Wie sie schwillt!

Wer bricht je in diese Worte aus, der, sich selbst entrissen, empfindet und sieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen lesen will, so hat man sie hier zusammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geschichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt: der Glanz der Neuern blendet höchstens, oder betrügt im Dunkeln, wie kaltes todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortreffliche Dichter singen nicht durch „Künstelei, sondern durch göttliche Begeisterung: „wie die Corybanten nicht mit kalter Seele tanzen: „so singen sie auch nicht mit kalter Seele; sondern „so bald sie in die verschlungenen Labyrinth der „Harmonie gerathen, so rasen sie, schwärmen gleich „den unsinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeisterung Milch und Honig aus Wäcken trinken — „Auch die Dichter schöpfen aus Honigquellen, und „brechen, wie die Bienen ihren Honig aus Blumen „saugen, ihre Gesänge von den grünenden Hügeln „der Musen. Wahrlich, ein Dichter ist ein flüchtiges, ein heiliges Geschöpf, das nicht eher singen „kann, bis es, von einem Gott ergriffen, außer

„sich gesetzt wird. Alsdann singt jener Lobgesänge, „dieser Dithyramben.“ *) — In der That! ich wollte lieber diese wenigen Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen haben: und doch fand der so begeisterte Sokrates sich bloß tüchtig — Aesopische Fabeln zu schreiben: also möchte mancher Dithyrambist auch in das Feld gehören, mittelmäßige dialogische Fabeln zu schreiben, aber „vom Verfasser „der Dithyramben.“

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das, was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu seinem Schwunge, und den Sprüngen seiner Ode rechnet. Es ist immer ein besonderer Einfall, **) den Einfall des großen Youngs von seiner Höhe abzurechnen, und im Pindar eine Aristotelische Logik zu suchen. Pindars Gang ist der Schritt der begeisterten Einbildungskraft, die, was sie sieht, und wie sie es sieht, singt; aber die Ordnung der philosophischen Methode, oder der Vernunft, ist der entgegengesetzte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man sieht, beweiset. Diese letzte im Pindar zu finden, ist noch wunderbarer, als die Ordnung, die Rükersfelder und E. Schmid in ihm fanden; sie aber, wenn sie auch in Pindarischen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke,

*) Platons Io.

**) de logica Pindari: ein Programm von eben dem Verfasser.

wo das historische Thema viel zu sehr durchschimmert, als das stattliche Gebäude zu seyn, womit Pindar seinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindarischen Oden sich selbst völlige Rechenschaft zu geben weiß: wird das beständige Hüpfen und rückweise Fliegen unsers Dithyrambensängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindarischen Adlers vergleichen, der sich nicht auf Noten und Phrasen stützt, der nicht zurücksieht, ob man ihn auch erreiche: sondern

— — er glüht, er glüht,
wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer sieht
mit starkem unverwandten hellen Blicke,
bis er am Thron des Zeus die siebenfache Last
der Donner mächtig faßt. —

Wenn Pindar sich von seinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren scheint: so findet er sich mit desto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muse u. zurück: So fließt ein majestätischer Strom, reich um Arme auszulassen, und sparsam, sie wieder an sich zu ziehen, in seinem breiten Bette fort, und wälzt sich mit hundert Händen brausend vom Felsen herab, um sich im Thale zusammen zu finden: ein großer gewaltiger Strom, der Name seiner Gegend; — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Nesten ohne Stamm im Sande: er verliert sich namenlos und ist nicht mehr.

Und wo ist des Dithyramben Sylbenmaas?
Er spielt auf einer Pfeife mit zwei und einem hal-

ben Ton: wo ist die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne, die ein allmächtiger Griechischer Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik, die stärkste Deklamation, die größte Dichterei vereinigte? — dazu sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobiesky schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die dithyrambische Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert: erst lerne von den Griechen Bacchische Gegenstände wählen, dränge dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen: lerne den Vater des Weins, in seiner ganzen γεινσις und in seinen Thaten kennen: koste, aus den Dichtern, und aus dem dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Corybanten; statt dich bei elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben, lerne vom Pindar nichts sterbliches zu sagen, und prüfe deine Versuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter letzt von den Griechen verrathen hat.

Το διδάξασθαι δε τοι
 εἰδοτι ραῖτερον. Ἀγνω-
 μον δε, το μη προμαθεῖν.
 Κεφοτεραι γαρ απειρατων φρενες.*)

Ich rufe dies unverdeutschet dem Verfasser zu, dem ich aus vielen Ursachen wünsche, Pindar zu seyn:

*) Olymp. Od. 8. p. 216, nach der Schmid. Ausgabe.

theils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes
Böotien haben: theils weil in ihm allerdings Genie
hervorleuchtet — zwei Ursachen, weswegen Pindar
seinem Landsmanne zurief: *)

Δοξαν εχω τιν' επι
Γλωσσα ακονας λιγυρας,
α μεθελοντα προσελκει
καλλιροισι πνοαις. Ματρομα-
τωρ εμα Στυμφαλις ευανθης Μετωπα.
Οτρυνον νυν εταιρας
γνωαι τ'επειτ', αρχειον ονειδος αλα-
θεσι λογοις ει φευγωμεν, Βοιωτιαν
υν. Εσσι γαρ αγγελος ορθος
ηυκομων σκυταλα Μοισαν, γλυκυς
κρητης αγαφθεγκτων κοιδαν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen: so sänge
ich an, wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem
Triumphsliede nach der Schlacht. Hier würde ich,
als Bacchante, mit meinen Schwestern, den Mänaden,
alle Thaten unsers Königs und seines Silens,
den Siegsbecher in der Hand, so herjauchzen, als
Gerstenberg in seinen profaischen Gedichten bei
einem Mahle im Himmel die Götter singen läßt.
Alles müßte Bacchisch seyn: der Nektar, die Ur-
sache des Anfalls, und der Nektar die Folge und

*) Od. 6. Olymp. p. 160. 61.

der Nutzen des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bacchusfeste zu Astrakan, die Thaten dieses Noah, und alsdann auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vernünftigen Redseligkeit preisen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben: in der Nähe eine Schlacht: Bacchus erscheint: die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders: und Peter Feodorowiz und Sobiesky und Friedrich auch: Sicilien fiele weg — und im Detail müßte sich alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurtheilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel Griechischen Worten geärgert, mit einem didaktischen Trinkliede, das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte, als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar *) „immer eine Schwachheit an sich, der die „mehesten unsrer Poeten unterworfen sind (daher „sind sie auch windichte, eitle, junge Menschen). „Es vertauscht offenbar den männlichen ernsthaften „Lehrton gegen einen tändelnden;“ aber wer kann sich helfen, es sagt doch die dithyrambische Meinung eines Freundes über Griechische Dithyramben.

*) s. Lit. Br. Th. 21. p. 79.

Dithyramben soll ich singen,
 hier bei Deutschem Wein?
 Nein! hier soll kein Griechisch Lied erklingen,
 Deutscher Vater Bacchus! Nein!

Haben diese Trinkpokale
 Dithyrambenmaas?
 Und daß ich Gesang des Bacchus wähle,
 reichst du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
 Dithyrambentanz?
 Und ersängen mir Epodentöne
 diesen Kuß und diesen Kranz?

So mögen Epheukronen
 und ein hagerer Stier,
 Alter Pindar! dir Gesänge lohnen;
 doch nicht Weiße, Uz und mir.

Deine Dithyrambenkränze
 hat die Zeit geraubt.
 Sieh! Entkränzter! sieh! wie frisch ich glänze
 ganz mit Rosenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkensieger — 1)
 Himmelsstürmer 2) an?
 Peter 3) pflanzte Wein! — ha! nicht der Sieger,
 Er als Noah ist mein Mann!

1) 2) 3) s. die Dithyramben.

Daß der Krieg 4) die Hölle mehre,
 feußt ein Kirchentied!
 Nur daß er auch Berge Wein verheere,
 Darauf flucht me in heilig Lied!

Immer singe Friedrichs 5) Thaten,
 braver Grenadier!
 Eins nur! den Regierer seiner Staaten,
 den Champagner, laß er mir.

Immer ras' auf Pindars Leyer
 hohe Dichterwuth!
 Mich — mich higt des Rheinweins edles Feuer
 bis zu eines Trinklieds Blut.

Wenn denn dies mir von den Spröden
 Ruß und mehr erzwingt;
 Wenn's dann den vom Wein entschwornen Blöden
 zitterndfühn zum Kelchglas bringt:

O so könnt ihr rasend machen,
 die ihr rasend singt —
 Laßt uns, Brüder! trinken, singen, lachen!
 Da mein Lied den Becher schwingt!

4) 5) f. die Dithyramben.

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter, als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen, was von Liebe und Wein singet: wenn wir aber das $\mu\epsilon\lambda\omicron\varsigma$ des Anakreons im Auge behalten, das meistens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält: so wird man gleich die Liebes- und Weinlieder des Lesings, Weiße, Uz, Hagedorns und selbst einige Gleimische als eine besondere Classe Anakreontischer Gedichte ansehen. Ich nehme also nur von Gleim seine zwei ersten Sammlungen, und die sieben Gedichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es ist eine feine Kritik nöthig, um bei solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus so verschiednen Gegenden und Altern zu vergleichen — einigen wird meine Parallele kindisch vorkommen; aber diese einige sind meistens solche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnütz halten, über Poffen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn sie dies nicht erreichen wollen, so sieht man ein Herders Werke 3. schön. Lit.u. Kunst. II. H. Fragmente.

feines Porträt, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles oder Gegenstandes gebildet: ein allerliebstes Griechisches Liedchen, das die Gelegenheit charakterisirt, die es gebar. Die erste Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wollust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, giebt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die, wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Lispeln des Alcipiades selbst mit zur Schönheit wird —

Unsere gemeinen Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, und bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung werth: er verschönert mehr, als die Französischen Anakreontisten, weil er die Reize der Natur bloß zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Drittheil seiner Liederchen sind schöne Portraite, bei denen der Vorfall durchblickt; zwei Drittheile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen: erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre guten Ursachen hatten, bei ihren Olympischen Bildsäulen lieber auf Schönheit, als Aehnlichkeit zu sehen.

Daher ist im Alten mehr Einfalt: Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft, statt der schonen Einfalt, Kunst bemerkbar. Man vergleiche Ana-

freons Taube und Gleims Möpſchen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chryſos und Gleims Sünde u. ſ. w. bei nachgebildeten Stücken fällt der Geiſt beider Künstler in ſeinem Unterschiede am erſten in die Augen. Der Alte kennet ſich gleichſam minder; der Neuere läßt uns ſein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und ſchließt oft ein Lied voll Griechiſcher Einfalt, mit einem Franzöſiſch wizi- gen Einfall, der ein Opfer für unſern wizi- gen Ge- ſchmack iſt.

Beide Dichter ſind Söhne der Grazie, und Gleims Bild ſteht nicht ohne Bedeutung vor der Winkelmannſchen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche mahlet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieſer öfter Schönheit: jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieſer aber alles mehr in Worten, und Beſchreibung. Daher rührt bei dem Deutſchen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verſchönern; das Erläuternde, das dem Leſer gleichſam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem Contour weicht. Das ſchöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dürfte in allem dieſem leiden; und durchgängig mehr todte Kunſt, als lebende Natur in unſerm Landsmann anzutreffen ſeyn.

So wie Anakreon für einen Griechen durch ſeine kleinen Umſtände Neuheit genug hatte: ſo unterſcheidet ſich der unſrige am meiſten durch einen gei- ſtigen Reiz, den er vor dem Griechen ſeinen Lie-

bern ertheilet *). Da dieser Unterschied nun feiner ist: so fällt auch die Mannigfaltigkeit minder in die Augen, und seine gemeinen Nachahmer werden daher so bald einförmig, daß man von ihren Stücken sagen kann, was jener von den Franzosen behauptet: wer drei kennet, hat sie alle gesehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredet, und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere praktische Bestätigung, als ich habe zeigen können: um ihn *Anakreon* zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

A n a k r e o n s T a u b e .

Woher du, liebe Taube?
Woher, so reich an Salben,
in deren Duft du schwimmest
und sanft die Flügel schlägst —
Wohin gilt deine Reise?

„Du kennst mich nicht, mehr, Alter!
Anakreons Gespielin,
die mit ihm trank und lachte,
und sich aus seinen Händen

*) Die Lieder nach dem *Anakreon* von Gleim sind nachdem ich dies geschrieben, erschienen; ich glaube aber, sie bestätigen meine ganze Parallele sehr augenscheinlich, wenn ich sie als Nachbildungen, nicht Uebersetzungen betrachte.

die goldnen Körner raubte,
und schlief auf seiner Leyer,
und vor der Morgensonne
ihn in den schönsten Träumen
Mit ihren Flügeln deckte —
Kennst du mich noch nicht, Alter?

Ach! ich hab' ihn verlohren!
um dessen Grab die Amors
und Grazien einen Hain
von Ros' und Myrth' gepflanzt;
hier hab ich lang und immer
vergebens! meinen Herren
beseufzet — und gegirret!

Zwar schenkte mich Cythere
statt seines schönen Sperlings
bald einem ihrer Knaben; *)
der gab mir viel zu fliegen,
zu essen und zu trinken
und doch mußt' ich entfliehen! —
Und habe lang auf Bergen,
auf Feld und Baum gewohnet,
und mich schon alt genähret,
bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jetzt schenket.
Dem hat sie mich geschmückt,
dem wieder jung gesalbet,
dem schickt sie dieses Kränzchen,
der wird mich willig pflegen.

*) Catull.

Nun Wandrer, weißt du alles
 von deiner alten Freundin.
 Fast ist mein Dufte verslogen,
 fast machtest du mich schwachhaft,
 wie C. * und P. ** Spahen."

4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier. *) Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands: ich sage nicht, für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte, als das muthlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst, und eben denselben Lohn hat erlangen können: liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken- und Trompetenschall erklungen: sie hätten die Fahnen voll Muth empor geschwungen, die Schwerdter entblößt, dem Feinde

*) Lit. Br. Th. 17. p. 6. 7.

panisches Schrecken zugetönt: sie wären, wie Justin es vom Tyrtaus sagt, hortamenta virtutis, damnorum solatia, belli consilia gewesen: tantum ardorem militibus iniecissent, vt non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus, dextro brachio deligarent, vt si omnes aduersum proelium consumsisset, et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent, ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das stolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch stolzere Geschenk: die Unsterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des Preussischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären: so müßte er in den Preussischen Staaten unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen haben.“ *) In Absicht auf sein Verdienst; jetzt hat er wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unsrer Nachbarn hat, keiner unsrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtaisch sind.

Sie sind Nationalgesänge: voll des Preussischen Patriotismus, stützen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die

*) Abbt vom Verdienst p. 367.

jedermann aufmerksam machen: die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung: hier hat einmal ein Deutscher Dichter über sein Deutsches Vaterland ächt und brav Deutsch gesungen, ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten.

Und solchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unsern Nachbarn. Ich habe viele Französische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patriotismus gegen die Engländer angestimmt haben: allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwerdt.

Das Gespräch mit der Deutschen Muse redet hier an meiner Statt gegen die Franzosen; und von den Englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die besten seiner Schönheiten sind dazu unübersetzbar. *) Die edle Einfachheit, die Deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles ist so sehr in die Laune, und in den Wohlklang unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn kön-

*) Lit. Br. Th. 16. p. 50.

nen, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in Französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der Englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strozet, *) unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre Deutsche Nationallaute; ihr Deutsche! müßt ihr schon nachahmen, so ahmt lieber eure Landesleute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben also wirklich einen Tyrtaus, und wenn wir den Plan der Stücke, und einzelne Theile betrachten, noch mehr, als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte, als die meisten des Tyrtaus: seine elf Kriegslieder haben mehr Unrecht auf die Unsterblichkeit, als die Griechischen viere.

5.

Theokrit und Gessner.

Von allen Werken des Schweizerischen Gessners liebe ich seine Idyllen am meisten, und will sie mit den Idyllen des Theokrits verglei-

*) Kleists Werke, 2ter Th. Prof. Aufsätze.

chen: sie verdienen dies mehr, als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters*) folgen, so fern sie zu meiner Vergleichung gehören, und so fern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen
 „und die Lebensart, oder die Empfindun-
 „gen und Leidenschaften der kleinen Ge-
 „sellschaften betrachten. Sowohl die Lebens-
 „art, als die Empfindungen, können entweder der
 „Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder
 „nach dem Ideal verschönert werden. Hier
 „ist in wenig Worten die Beschreibung von vielerlei
 „Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptklasse
 „den Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die
 „Beschäftigungen von kleinern Gesellschaften nach
 „der Natur. 2) Eben dieselbe nach dem Ideal.
 „3) Die Empfindungen und Leidenschaften der klei-
 „nern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben die-
 „selbe nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche
 „Landgedicht: die zweite kommt mit der Beschrei-
 „bung des goldnen Weltalters überein: die dritte
 „ist eine Art von Landflogge, die nicht ganz zu ver-
 „werfen ist: die wahre Idylle Theokrits, Vir-
 „gils und Gessners. Was ist nunmehr die
 „Idylle? Nichts als der sinnlichste Aus-
 „druck der höchst verschönerten Leiden-
 „schaften und Empfindungen solcher
 „Menschen, die in kleinern Gesellschaf-
 „ten zusammen leben.“**) — Der sinnreiche

*) Lit. Br. Th. 15. p. 113.

**) p. 124. 125.

D. mag als Beobachter Recht haben, in der Anwendung finde ich etnige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idylle: der Sache nach mag ihr Unterschied wesentlich und nothwendig seyn; wer aber gibt den Worten den allgemeinen Werth: du sollst eben das bedeuten! Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht zu verstehen, und es ist zwischen ihnen doch ein Unterschied. Schlegel versteht darunter blos ein Landschaftstück, eine Schilderung der Gegenstände der Natur; D. meynt ja schon Beschäftigungen darunter, und also wirklich Handlung, was jener doch schon zur Ekloge rechnet: der Franzose versteht wieder was er will, unter Idylle und Ekloge: wenn auch nur 10 Stücke von Theokrit und Virgil alsdenn noch Eklogen seyn könnten; genug, wenn er nur seinen Fontenelle behält; ein Deutscher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Gessner behält — So bestimmt ein jeder willkürlich, und weil kein gesetzgeberischer Aristoteles es vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun? Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert: aus ihnen abstrahire man also den Begriff der Idylle. Virgil hat seine, Eklogen, genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten: wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Klassen zu formiren? Wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also! Wenn es vier Arten von Landge-

dicht gibt, welche ist die älteste? Portraite, und schlechte Portraite sind eher, als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die ersten Landgedichte gewesen seyn. Könnte dies nicht eine Ursache seyn, (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch muthmaßliche Ursachen gelten) warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum selbst die meisten Gedichte seines Lehrers, Bion's, verloren gegangen sind: weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein später Dichter, wurde der erste Anfänger einer goldenen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch seinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verschönert? Beschäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften, als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend genug, um Dichterei hervorzubringen. Dies bestätigen die ältesten Beispiele, und die Kenntniß der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, dann Empfindung, dann Beschäftigungen, und endlich todte Malerei: so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade, eine Aeneide, aus dem *eidos* des Pindars, eine Ode des Horaz, aus dem *μῆλος* des Anakreons, eine Länderei Catull's geworden: jene redeten durch Ausdruck

und Handlung, diese redeten durch Worte und Schilderungen: jene bewegten durch das, was sie zeigten, durch Empfindung; bei diesen kam es sehr in Betracht, auf was Art sie es vorzeigten — Kurz! wenn Idylle das Landgedicht ist, das Leidenschaften und Empfindungen kleiner Gesellschaften auf die sinnlichste Art ausdrückt, so ist Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenste unter allen, die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenschaften nach dem Ideal?*) Höchstverschönerte Leidenschaften und Empfindungen? Eine Leidenschaft, eine Empfindung höchst verschönert, hört auf Leidenschaft, Empfindung zu seyn: zweitens, sie hat keinen sinnlichen Ausdruck: das höchste Schöne hat kein Bild. Wir wollen diese zwei Ursachen sehen! Ein Schäfer mit höchst verschönerten Empfindungen hört auf, Schäfer zu seyn; er wird ein poetischer Gott: das ist nicht mehr ein Land der Erde, sondern ein Elysium der Götter: er handelt nicht mehr, sondern beschäftigt sich höchstens, um seine Idealgröße zu zeigen; er wird aus einem Menschen ein Engel, seine Zeit ein gewisses Fagment der goldnen Zeit. — Und profitirt der Dichter dabei? Ohnmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr Mensch ist: Götter, die nicht menschlich werden, bewundern wir höchstens mit kalter Bewunderung: so entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck: und noch mehr

*) p. 124. 125.

von der Mannigfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst schönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit menschlicher Gesichtszüge: dem Dichter entgehen zehn Situationen, dem Leser zehnerlei Vergnügen. Kurz! aus eben den Ursachen, warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epöee *) das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ichs aus Arkadien: es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben, sondern nur den Charakter der Theokritischen und Gessnerschen Idyllen bestimmen, und eben dies hat mich so weit geführt. Der Kunstrichter sagt, „Empfindung und Leidenschaft nach dem Ideal: das ist die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Gessners.“ Wie? dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchst schönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Eintheilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern gibt, sind durchaus menschlich, und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande, nicht aber moralisch unschuldig: Daphnis und sein Mädchen fällt jedem hierbei zuerst ein: ist die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten

*) Lit. Br. Th. 7. und 9.

wohl höchst verschönert? Platonisch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist. Seine Schäferhelden sind nicht, jenem philosophischen Helden gleich,

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus — —

alsdann wären sie unerträglich. Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode: selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dies eben für das Charakterstück derselben halte.

Der Kunsttrichter verwirret sich selbst in seinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge stößt, die die Franzosen im Theokrit nicht ausstehen können, und löset dies Räthsel so auf: „weil in der Idylle Leidenschaften und Empfindungen bis auf den höchsten Grad veredelt werden, so thue der Dichter wohl, daß er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisiret.“*) Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl dran, denn je höher das eine veredelt wird, desto mehr muß das andre veredelt werden. Die Lebensart, sagt er, gehöret nicht mit zu seiner Absicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher selbst eine Eklo-

*) Lit. Br. Th. 5. p. 134, 135.

genart für die Landbeschäftigungen ausgemacht: und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, sollte das als Theil bei dem andern so unbeträchtlich seyn? Aber durch diesen Kunstgriff wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? hätte er nicht diesen idealischen Traum gehabt, alsdann hätten seine Charaktere an Mannigfaltigkeit und Bestimmtheit gewonnen. Der Kunsttrichter siehet sich nach Beispielen um, seinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit ist Beispiel genug! Man flechte in irgend eine Gessnersche Idylle einen Theokritischen niedrigen Zug ein; er wird unausstehlich: im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Gessners größtes Verdienst ist, daß er die „Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt.“ Und Theokrit nicht so genau? Und hat doch sein Ideal höchst verschönert? Gehorsamer Diener! Der Kunsttrichter hat sich bloß in das Ideal seiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; so bald er sein Definiren vergißt, bekennt er selbst: *) „Man hat die Empfindungen des Landmannes verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch „so daß sie ihre Natur nicht ablegen!“ Nun sind wir schon mehr Freunde, doch nicht völlig: wenn das Ideal die höchste Schönheit bleibt: so steht Virgil über Theokrit, Gessner über Virgil, und

F o n =

*) p. 134.

Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts ist: wenn man Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und so weit verschönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt sich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur moralischen Besserung.

Aus dieser Bemerkung, die ich anderswo beweisen will, folgt vieles zu meiner Parallele: je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dies Wohlgefallen zu erreichen; je schöner ist meine Idylle: je mehr ich mich über sie erheben muß, desto moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden, aber desto mehr verliert sie an poetischer Idyllenschönheit. Dies ist der Unterschied zwischen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu treten, ist hierin weit blöder. So wie uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns schön läßt, so schmeckte vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung: die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu Herzen, zu küssen; dies ist die Farbe, die man überall sieht. *Amynntas*, ein Schäfer, der sich des Herders Werke z. schön. Lit. u. Kunst. II. § Fragmente.

Baums erbarmte, läßt uns, wie Kammeler *) sagt, schließen, „was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm wirken?“ so schließen, glaube ich, kann man im Gefner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere menschliche Gesellschaften, nicht „wie sie der Weltweise in der Dekonomie moralisch betrachtet“ **) sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch, diesen kleinen Gesellschaften so fern angemessen, damit sie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schäfer setzen, ist also eine schöne Grille: die Griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da schöpften die Corybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrits Schäfer schöpfen klares Wasser: ja auch da nicht einmal waren die Helden den seligen Göttern gleich: und Theokrits Schäfer sollten es seyn? Ist Battus, ist Polypheem, ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne mahl? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten schildern. Da er sein Gemählde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewissen Grad erhöhet; so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.

*) s. seinen *Batteux*.

**) s. *Liter. Br.* im angef. Theil.

Aber Gessner und die Neuern? Wir, die von diesem Zeitalter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder, wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit mahlen. Das letzte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte, was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft seyn müssen. Gessner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erstlich die Bestimmtheit der Charaktere. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt, sondern weil sie im Stande der Unschuld leben: lauter Schäferlarven, keine Gesichter: Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen und küssen, trinken und pflanzen Gärten. Worin ist Gessner glücklicher, als in diesen Küchen- und Landschaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleier unvermuthet erhascht. Gessner ist hierin noch vortrefflich, und mischt diese Schilderungen nur ein; aber wenn seine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Haupt-

werk, *) zu ihrem ganzen Geschäfte machen; so weicht dies ja ganz von den Alten ab. Sie mahlen das, worin ihnen der Mahler es zuvor thun kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz: wenn aber Breitenbauchs Jüdische Schäfergedichte nichts als mahlen: so — können sie blos durch die Kunst des Mahlers schätzbar werden, und schlägt die fehl — so ist alles verloren.

Die Mannigfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen wird sie bestimmt. Gessners Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palamon: hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Gessner gegen Theokrit seyn. Ich weiß nicht, ob ich mit Rammler sagen kann: „er hat im wahren Geist des Theokrits gedichtet. „Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche Naivetät, gleiche Unschuld in Sitten.“ Die Süßigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem Pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naivetät ist eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivetät im Gessner ist von der idealischen Kunst geboren;

*) s. Jüd. Schäferged.

jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unschuld des Letztern erstreckt sich bis auf die Gesinnungen, Neigungen und Worte. Kurz! Theokrit mahlt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur: Gessner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal: Naturscenen kann ich noch dazu setzen; nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß z. E. in seinem Tode Abels und in seinem Daphnis, mißrathen sie oft: Abel zu fromm: Cain zu übertrieben, und unwahrscheinlich: Daphnis für die Erde zu himmlisch und für das Reich der Hebe zu irdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf: und man wird Puppen sehen: man lese sie, und es sind ergötzende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich in Theokritischem Geist, das muß eben so wohl rühren, als ein Griechisches Heldenpiel.

Ich entziehe Gessner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen: ich kann aus Rammlers *Batteux* mit willigen Fingern hinzusetzen: „Seine Erfindungen sind (im Detail) mannigfaltig: seine Plane regelmäßig: nichts ist schöner als sein *Corit*: seine Prose ist so wohlklingend, daß wir den Theokritischen Vers nur sehr wenig vermiffen.“ Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruck, und die schöne Nachlässigkeit zu lernen, womit er die Natur mahlet.

Aber Theokrit kann er uns nicht seyn. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser Lehrer,

unser Original, und noch weniger unser einziges Original seyn! und das aus drei Gründen: Zuerst würden dadurch bloß arme trockne Nachahmungen erzeugt, anstatt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmacke unsrer Zeit haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten, noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit; Leidenschaft, und Empfindung; was uns Gessner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun bloß dem Letztern nach, so entstehet eine peior progenies von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwagen: wie Gessner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens: Da unsere Laune mehr das Denken, als Beobachten ist: so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern sehr leicht das Beste, und vertiefen uns in idealische Träume, statt, wie der Griechische Zeuxis, wirkliche Naturbilder zu studiren. Zu schwach alsdann, das Höchste zu erfliegen, und zufrieden, wenn wir statt eines Griechischen Gefühls lieber Französischen leichten Geschmack haben, bringen wir Mißgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen, und ohne Interesse auf der andern Seite sind: unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft: weil ein

frommer lieber Leser, und ein unreifer, feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

Endlich schreibt Gessner zwar, gegen einen Athenienser, Dorisch, aber gegen andere Schweizer, wie Theokrit gegen Pindar: er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.

Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg *) kann ich sagen: siehe! hier ist mehr, als Alciphron. Seine Ländeleien sind artige Spiele der Liebe: dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstraus: ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens: dies, wie ein freundschaftlicher Händedruck; jenes, wie ein süßer Schauer bei der Thräne eines andern: sie schwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein neun und fünfzigstes *Συμιαμα*; und ihm die Ode des Pindars zueignen, die er dem Asopichus sang, einem jungen olympischen Sänger, der mit den Charitinnen am silbernen Cephæus geboren war.

*) Lit. Br. Th. 2. p. 228.

7.

Sappho und Karfchin.

Die Muse will, daß ich mit einer Dichterin beschließen soll, die sich oft, und manchmal am unrechten Ort den Namen Sappho giebt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfluß nicht zur männlichen Wahrheit machen: wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf sich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karfchin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet: so haben sie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung Deutscher Genies, als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch so gar mehr einräumen, als ihr die Literaturbriefe gestatten; *) dem ohngeachtet aber kann ich doch fragen: ist sie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ohngefähr bestimmen: „eine Sängerin, die in der „Anordnung ihrer Gesänge, ihrer Bilder „und Worte; in der zarten Glut, die alles „fortschmilzt und in einer feinen Wahl der „wohlklingendsten Ausdrücke eine zehnte „Muse geworden.“

*) Lit. Br. Th. 17. p. 123.

Sollte auch in der Anordnung ihrer Gesänge Dionysius aus Halikarnassus mehr gefunden haben, als sie hineingelegt: so sind doch die Karschischen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Dekonomie der Bilder, ohne Kenntniß des lyrischen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichterischen Einbildungskraft sind.

Von dem sanften Sapphischen Feuer ist Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böse Phaon, durchdrungen gewesen; und Longin, der Erhalter dieses Stückes, hat das Kunststück des Baumgartens vortrefflich gewußt, seine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in sein Beispiel selbst einzuweben; allein die Deutsche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als sanft, mehr stürmisch als schmelzend, dürfte eher in ihren Werken Androgynne seyn, als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter sich gelassen: werden aber wohl Deutsche Horaze unsre Karschin zum Muster nehmen wollen? Dürfte die Griechische Sappho nicht zu ihr sagen, was sie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen sagt: „Du hast ja nie Rosen gepflückt auf den „Pierischen Bergen, wo die Musen und Grazien „wohnen.“

Ich wünsche unsrer Dichterin indessen nichts so sehr, als nicht das Gegenbild der Sappho zu seyn, in Anordnung, Feuer und Wohlklang; wie es beinahe jetzt ist: und nichts wünsche ich ihren Gedich-

ten minder, als das Schicksal, das die Sapphischen hatten: sie gingen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verstümmelung kritischer Ripper und Wipper; wie leicht könnten sich Kunstrichter des letzten bei den Karschischen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfasserin nicht selbst thun will?

Wie mag es aber gekommen seyn, daß Sappho unterging? Du wirst vielleicht sagen: wer kann wider Gott und Novogrod? Allein! ein Kunstrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir diesen Irrthum benehmen: *) „Korinna und Sappho, die unmäßig und ausgelassen waren, mußten dafür büßen: ihre Verse gingen unter, und ihr Name blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklange, daß sie verbuhlte Dirnen gewesen.“

So wenig ich mich darüber einlassen will, warum fast keine Griechische Oden zu uns gekommen: so wenig wird der Verfasser dieses Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel schreiben:

„Vertheidigung des gerechten Avto da Fe,
 „das die Griechischen Pfaffen an den schandbaren
 „Liebesliedern des Menanders, Diphilus,
 „Apollodors, Philemons, Alexis, der
 „Sappho, Korinna, Anakreons (den
 „man aber aus Gnade noch verschonte, weil er
 „weise gelebt hatte), Mimnermus, Bions,
 „Alcman, Alcäus, u. s. w. heilsam und

*) Lit. Br. Th. 21. p. 75.

„gottselig verübet, weil die meisten von ihnen un-
 „mäßig und ausgelassen gelebt, und den schänd-
 „lichen Nachklang gelassen, daß sie verbuhlt ge-
 „wesen; wogegen man aber die Gedichte des gott-
 „seligen Nazianzenus christlich und wohl-
 „bedächtig eingeführt.“

Hat der Verfasser dazu Lust, so wird er dies
 Verfahren noch mit vielen Beispielen rechtfertigen
 können:

- 1) Wie christlichfromm jener Eifer gewesen, der
 alle schwarze Statuen zerschlug, weil sie Wer-
 ke des leidigen Teufels waren.
- 2) Aus welcher heilsamen Absichten die Gothen aus
 Rom die heidnischen Bücher wegschleppten.
- 3) Welche einen bündigen zweihörnichten Vernunft-
 schluß jener Kaliphe Omar machte, da er
 die Alexandrinische Bibliothek in Brand stecken
 ließ: entweder sagst du, was im Koran
 steht, oder — —
- 4) Und welche feine und genaue Auswahl der
 Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Mik-
 las anstellte, ehe die Haushälterin ihres gnä-
 digen Herrn Bibliothek zum Fenster heraus-
 schickte.
- 5) Wird um einige kleine Antworten gebeten:
 ob Livius wegen seiner vielen abergläubischen
 Geschichten meistens untergegangen, da hinge-
 gen die Priapeia gerettet worden, weil sie
 der keusche Virgil gesammelt hatte? ob der
 fromme Trefcho mehr Gewalt gegen die
 Zeit haben wird, als die schandbaren Dichter,
 die von Liebe und Wein singen?

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Literaturbriefen, daß diese und einige andere hypochondrische Einfälle morgen aus meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert, daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele: Sieben Statuen habe ich auf Deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die Griechischen Antiken gestellt: Wandrer! urtheile selbst, oder schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: O ihr Deutschen Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder auf euch kommen sollte, wie viel werden eurer nach 2000 Jahren übrig seyn? Wird alsdann noch ein Volk von Deutschen Antiken wissen? Wird ein Richter sie alsdann noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

B e s c h l u ß.

Nachschrift an den Leser). Wer die Fortsetzung dieser Parallele wünscht; der erwarte im dritten Theil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen: und nachdem alle Schulden abgetragen sind, wollen wir unser eignes Kapital berechnen, und fragen, wozu wirs anwenden könnten. Der vierte Theil soll von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden, wenn diese weite Materie nicht das Maas eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, sondern blos Materialien sind: so muß man doch auch die Anführung derselben zu vollenden suchen.

An die Schriftsteller, über die ich geredet). Ob man gleich in Deutschland noch immer über seine Urtheile das Sentiment des Pindars setzt: „Wer es wagt von Göttern zu reden, der thue es mit Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln, ist Unsinn.“ so habe ich doch das Zutrauen zu denen, die sich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen; sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungerne sehen. Ich sage mit dem Achilles im Homer: „mir haben die Trojaner nichts gethan; nie mein Vieh weggetrieben, nie auf dem fetten und volkreichen Phthia meine Früchte beschädigt; denn viel schattichte Berge sind zwischen uns, und das wiedererschallende Meer.“ Der ganze Plan meiner Frag-

mente zeigt, daß ich bloß von den Hauptgestirnen unsrer neuern Literatur reden wollte; die Sterne der fünften Größe mögen eben so große Sonnen seyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter). Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet seyn will: so bin ich zufrieden, wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand, die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller, und die Mittel, von einander zu lernen, gezeigt; wenn ich zur Kenntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Gränzen der morgenländischen Nachahmung bestimmt, und für Schriftsteller, Leser und Kunstrichter nur etwas nützlich gewesen bin. Zweitens! darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentlich Commerz, gern besprechen möchte; so wünschte er sich, ohne andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Kloss und Rammlers, in der allgemeinen und neuen Bibliothek, in den Actis literar. und Götting. Zeitungen, oder anderswo.
